

»Seine erstorbenen Augen verkannten alle Gegenstände, die um ihn waren«. Das Tabu der Onanie und die Bedeutung von Wissen im 18. und 19. Jahrhundert

SABINE TODT

Der Komponist Richard Wagner schrieb am 23. Oktober 1877 an den Arzt Dr. Otto Eiser, er wolle in aller Kürze seine Ansicht, Befürchtung, aber auch seine Hoffnung mitteilen betreffend der »Gesundheit unseres Freundes N.«, gemeint ist Friedrich Nietzsche:

»Ich trage mich, für die Beurtheilung des Zustandes N.'s, seit langem mit den Erinnerungen von gleichen und sehr ähnlichen Erfahrungen, welche ich an jungen Männern von großer Geistesbegabung machte. Diese sah ich an ähnlichen Symptomen zu Grunde gehen, und erfuhr nur zu bestimmt, daß Folgen der Onanie vorlagen. Seitdem ich N., von jenen Erfahrungen geleitet, näher beobachtete, ist an allen seinen Temperamentszügen und charakteristischen Gewohnheiten meine Befürchtung zu einer Überzeugung geworden.« (zitiert in Lütkehaus 1992: 203)

Wagners Vermutungen befremden zunächst. Der schlichte Hinweis auf Nerven- und Augenleiden in jungen Jahren scheint ausreichend gewesen zu sein, um die Ursache für die Krankheit Nietzsches und der jungen Männer monokausal zu deuten: Onanie. Seit dem 17. Jahrhundert galt die Onanie in einem, vor allem von Theologen, Medizineren und Philanthropen geführten Diskurs als gesellschaftsbedrohende Krankheit. So formulierte der viel rezipierte Schweizer Arzt Simon-André-David Tissot in seinen Anti-Onanie-Schriften von 1758 und 1760 u.a., dass »die Aerzte aller Zeiten einmüthig dafürgehalten haben, der Verlust einer Unze Saamens schwäche den Körper mehr, als der Verlust von vierzig Unzen Bluts« (zitiert in Lütkehaus 1992: 77; vgl.

Bloch 1998). Tissot schrieb der Onanie zahlreiche negative Folgen für den Körper und für das soziale Verhalten zu, wie beispielsweise Erkrankungen des Gehirns, Schwermut, Fallsucht, Blödsinn sowie Nervenkrankheiten. Die Konsequenzen für das Sozialverhalten der ›Onanisten‹ waren nach Tissot mangelnde Aufmerksamkeit, ein zerstreutes Wesen, zerstörte Mienen und ein dummes Auftreten, und er resümierte, dass Menschen mit diesem Leiden niemals die Achtung der Gesellschaft erwerben könnten.

Nietzsches Arzt Eiser nahm den Hinweis offenbar ernst, denn in seinem Antwortschreiben diskutierte er die Möglichkeit der Berechtigung des Onanievorwurfs und informierte Wagner über Nietzsches Gesundheitszustand, als wäre dieser selbst Mediziner:

»Hochverehrter Herr! [...] Was zunächst Ihre Hypothese selbst betrifft, so fand ich in meiner Untersuchung keinen directen Anhalt für ähnliche Annahmen, doch bin ich weit entfernt, die Richtigkeit Ihrer Beobachtung deshalb zu bestreiten. Gegen das Vorhandensein onanistischer Einflüsse scheint mir zunächst die Aussage des Kranken selbst zu sprechen. Bei Erörterung seiner geschlechtlichen Zustände versicherte mir N. nicht nur, daß er nie syphilitisch gewesen sei, sondern er hat auch meine Frage nach starker geschlechtlicher Erregung und etwaiger abnormer Befriedigung derselben verneint. Doch wurde der letztere Punkt von mir nur flüchtig berührt und ich darf deshalb N.'s Worten nach dieser Seite nicht allzu viel Gewicht beilegen.« (Zitiert in Lütkehaus 1992: 205)

Dieser Briefwechsel ist nur ein Beleg für die Allgegenwart des Diskurses seit den 1770er Jahren (vgl. Eder 2003; Laqueur 2003; Braun 1995; Stolberg 2003). Es entstanden inflationär Schriften zum Thema Onanie, die Körper und Sexualität thematisierten und geschlechterspezifische Rollenzuschreibungen definierten (vgl. von Braun 2006: 10f.; Laqueur 1992). »Körper« und »Sexualität« sind in diesem Zusammenhang nicht als anthropologische oder ahistorische Konstanten zu interpretieren, sondern als »kulturell kodierte ›Techniken‹, die den Körper bis in die Automatismen seiner Verhaltensweisen hinein als soziale Tatsache konstruieren« (Sarasin 2001: 15). Denn, so Maren Lorenz, das Wissen um die eigene Geschlechtlichkeit

»fällt nicht vom Himmel. Von der ersten Menstruation überrascht zu werden, oder von der ersten nächtlichen Pollution, leitet nur dann Reflexionen über die eigene Geschlechtszugehörigkeit ein, wenn von außen Informationen zur Einordnung dieser Körpererfahrungen gegeben werden. Auch Geschlecht wird erlernt.« (Lorenz 2000: 15; vgl. Tanner 1999)

Sind Körper und Sexualität durch die jeweilige historische Situation geprägt, so gibt der Anti-Onanie-Diskurs, der besonders die kindliche Sexualität fokussierte, Auskunft über Kontinuitäten und Brüche in der Herausbildung von

Körpervverständnis, Geschlechteridentitäten, ›normaler‹ und tabuisierter Sexualität sowie tabuisierter Körperzonen. Des Weiteren ermöglicht er über die vermittelten Körperdefinitionen einen Blick auf die jeweilige Gesellschaft. Onanie wurde auch vor 1770 vor allem von der Kirche mit Handlungs-, Sprech- und Darstellungsverboten belegt; neu war jedoch, dass sie aus der Verschwiegenheit der Beichte in die öffentlich geführte Diskussion gerückt und damit eigentlich ein Tabubruch vollzogen wurde. Obwohl also die Onanie aufgrund der alttestamentlichen Geschichte über Onan – der die Witwe seines Bruders schwängern sollte, den Beischlaf jedoch unterbrach, bevor es zur Ejakulation kam und seinen Samen verschüttete – als Sünde längst in den gesellschaftlichen Verhaltenskodex Eingang gefunden hatte, lieferte gerade die öffentlich geführte Diskussion neue und zeitgemäße Argumente zur Tabuisierung dieser Handlung. Onans Verhalten war zum einen sündhaft, weil er Gottes Willen nicht beachtet und zum anderen, weil er die Gelegenheit zur Reproduktion verschwendet hatte. Die Autoren des Anti-Onanie-Diskurses stellten die Samenverschwendung als Handlung des Einzelnen gegen die Gesellschaft in ihren Argumentationsmittelpunkt. Onanie wurde so aus dem biblischen Kontext herausgelöst und in einen ›neuen‹ medizinischen und pädagogischen Zusammenhang gebracht: Sie galt nun nicht mehr allein als sündhafte Handlung wider Gottes Willen, sondern wurde von vielen Autoren als selbstverschuldete Krankheit mit Todesfolge interpretiert. Die Angst vor dem Verlust des Körpersaftes ›Samen‹ basierte auf der Vorstellung eines durch Nerven und Fasern zusammengehaltenen geschlossenen Körpers, der den fließenden und offenen Humoralkörper Galens ablöste. Während im ›alten‹ Körper gerade der alltägliche Säfteaustausch einen naturnotwendigen Gleichgewichtszustand gewährleistete, musste im ›geschlossenen‹ Menschen jeder übermäßige Säfteverlust und unnötige Nervenirritation zu einer Gesundheitsgefährdung führen (vgl. Eder 2003: 731). Der Übergang von dem einen Körpermodell zum anderen lässt sich jedoch nicht als Bruch wahrnehmen, sondern als komplementäre Überlagerung. So stellt Tissot dem Leser interessanterweise in Bezug auf Galen die Frage, ob es denn eine so unbegreifliche Sache sei, »dass die Hoden einen Saft verschaffen, welcher geschickt ist, den ganzen Körper mit neuer Kraft zu beleben?«, ohne aber die ältere Vorstellung vom Säfteausgleich zu übernehmen (Tissot 1776: 76). Tissot bezeichnete den Samen als »Stimulus«, der dazu führt, dass alle Körperteile besser funktionieren: »Wo aber diese Hülfe mangelt, da entwickeln sich verschiedene thierische Verrichtungen niemals« (ebd.: 78). Mit welchen diskursiven Mitteln die Onanie von den Autoren tabuisiert wurde, möchte ich nun anhand einiger Quellenbeispiele darstellen, die sich nicht ergänzen oder einen kontinuierlichen Prozess beschreiben, sondern die unterschiedliche Blicke auf die Onanie ermöglichen.

Friedrich Oest und seine preisgekrönte Abhandlung gegen die Onanie

Der Philanthrop Joachim Heinrich Campe (1746-1818) formulierte in der Vorrede des 1. Bandes seines Werkes *Allgemeine Revision* aus dem Jahr 1785 eine Frage, auf deren Beantwortung er einen Preis aussetzte:

»Wie man Kinder und junge Leute vor dem Leib und Seele verwüstenden Laster der Unzucht überhaupt, und der Selbstschwächung insonderheit verwahren, oder, wofern sie schon davon angesteckt waren, wie man sie davon heilen könne?« (Zitiert in Lütkehaus 1992: 137)

Der letzte Abgabetermin für die im Rahmen dieses Wettbewerbes eingereichten Arbeiten war der 30. April 1786. Der erste Preis (50 Dukaten) ging an Friedrich Oest, dessen 506 Seiten starke Abhandlung fast den gesamten 6. Band des »Revisionswerks« füllte (Bloch 1998: 360). In einem Abschnitt mit dem Titel *Wahrhafte Geschichte eines unglücklichen Selbstverderbers* schildert Oest die Geschichte des Jungen Wilhelm, der von »rechtschaffenen Eltern« zu Hause erzogen wurde. Als Wilhelm zehn Jahre alt wurde, schien, so Oest, seine Lernbegierde viel verloren zu haben, er wurde menschenscheu, schüchtern und verlegen und taugte zu nichts mehr. Mit jedem Tag bemerkte man, dass Wilhelms Gesundheit abnehme; er wurde bleich, konzentrations- und kraftlos. Zwei Jahre später, mit zwölf, war Wilhelm ein »elender schwacher Mensch«. Die Eltern wandten sich daher ratlos an einen Prediger, der Wilhelm für einige Zeit zu sich nahm. Dieser traf den Jungen schließlich

»in einer Stellung an, von der ihr alle, meine Lieben, und jeder sittsame Mensch die Augen mit Eckel und Abscheu wegwenden würde. Wilhelm hatte sich vor sich selbst auf eine unschaamhafte und schändliche Weise entblößt und diejenigen Teile seines Körpers aufgedeckt, die Menschen sorgfältig vor einander verbergen, und um derentwillen man Knaben frühe angewöhnt, bei nothwendigen täglichen Naturerleichterungen bei Seite zu gehen, oder sich gegen die Wand zu kehren. Ihr würdet ohne höchst unschaamhaft zu seyn, euch so vor keinem Menschen entblößen; ihr würdet aber auch schon wider die Schamhaftigkeit handeln, wenn ihr euch ohne Noth auch nur vor euch selbst entblößtet. So unschaamhaft war Wilhelm.« (Zitiert in Lütkehaus 1992: 141-142)

Wilhelm wurde von Oest als Beispiel und damit als Warnung konstruiert: Er nannte ihn einen »unglücklichen Verbrecher«, die Onanie einen »fressenden Krebs Schaden« und beschrieb seitenlang das Schicksal des Knaben, der schließlich im Pesthof landete und dort als »unflätiger eckelhafter Mensch auf einem Strohlager« verendete:

»Seine erstorbenen Augen verkannten alle Gegenstände, die um ihn waren. Ausser einigen Seufzern hörte man nichts von ihm, denn er konnte nicht vernehmlich reden. Seine Ausdünstungen waren so unendlich, daß niemand gern bei ihm bleiben wollte. Ein Geruch der Verwesung scheuchte jeden Menschen von ihm zurück [...] So starb ein fünfzehnjähriger Jüngling des kläglichen und schimpflichen Todes; ein Jüngling, der seiner guten Anlage nach ein froher, und glücklicher Mann hätte werden können!« (Zitiert in Lütkehaus 1992: 145-147)

Oest schilderte dieses exemplarische Schicksal in einem leicht verständlichen, anschaulichen und sich wiederholenden Argumentationsduktus. Es wird mit kontrastiven Bildern des Sozialisationsmilieus gearbeitet: hier das positiv gezeichnete Pfarrershaus mit seiner wohlgeratenen Kinderschar und dort das Gegenbild Wilhelm. Der konstruierten Negativgestalt fehlten alle »bürgerlichen Tugenden«: Vernunft, Tatkräftigkeit, Gehorsam, Verstand, Gesundheit, Gottesfurcht und der Gefallen an nutzbringender Arbeit. Oest setzte die Figur gezielt dazu ein, den Rezipienten zu einer abgrenzenden Stellungnahme zu bewegen, indem er immer wieder selbst das Verhalten Wilhelms bewertete und sich direkt an die Lesenden wandte. *Ihr* würdet in eurer Schamhaftigkeit so nicht handeln! Über das Gegenbild und die unmittelbare Ansprache aus dem Text heraus wurde eine Handlungsalternative offeriert: sich selbst zur richtigen Gruppe zu zählen und sich von der falschen Gruppe abzugrenzen. Die vom Autor in den Text eingeführten Oppositionssysteme wirkten somit nicht nur identitätsstiftend für die Gruppe der »Normalen«, sondern durch den Tod des verirrten Protagonisten im Pesthof auch sinnstiftend für ein gesundes Leben basierend auf einer »normalen« Sexualität. Gerade die durch den Tod des Jungen vermittelte Ausweglosigkeit unterstreicht die aufrüttelnde, Angst einflößende und warnende Botschaft der Schrift.

Julius Rosenbaum und die Suche nach den Ursachen

Der praktische Arzt Julius Rosenbaum warf den Autoren des Anti-Onanie-Diskurses in seiner Schrift von 1845 vor, nur den moralischen Standpunkt beleuchtet und dadurch der »wirklichen Krankheit« etwas »Peinliches« und »Scheues« angetragen zu haben, während die Suche nach den Ursachen zu kurz gekommen sei. Da jedoch jetzt die »moralischen Fesseln« gebrochen seien und die »Lehre von den Verrichtungen des menschlichen Körpers im gesunden wie kranken Zustande« Fortschritte gemacht habe, sei nun auch eine Ermittlung des Ursache- und Wirkungsverhältnisses möglich (Rosenbaum 1845: 35-36). Drei Gründe nannte Rosenbaum für die »Krankheit«: erstens Klima und Jahreszeit, zweitens den »Genius epidemicus« (womit er den

Grad der Kraft meinte, welchen die Individuen zeigen, um ihre Selbstständigkeit und Integrität gegen die Einwirkung der Umwelteinflüsse zu schützen und aufrecht zu erhalten) und drittens die »epidemische Constitution« (also die Form, in welcher sich die Gegenwirkung gegen die Umwelteinflüsse äußert) (Rosenbaum 1845: 40-41). So habe die Jahreszeit Einfluss auf die »Kraft der aufblühenden Generation«: Rosenbaum unterteilte hier in den »sthenischen Genius«, der sich durch die Kraftfülle des sanguinischen oder cholertischen Temperamentes auszeichne, und den »athenischen Genius«, der weichlich und nervenschwach sei. Doch spielten nicht nur individuelle Faktoren eine Rolle: Es werde vielmehr »Zeiten geben, wo die Selbstbefleckung selten und von weniger nachtheiligen Folgen [ist], andere wieder, wo sie weit verbreitet [ist] und leicht und schnell den Körper zerrütet, ohne dass das Individuum die Schuld davon trägt« (Rosenbaum 1845: 44). 1756-1785 sei demnach in Deutschland die »athenisch-putride« und 1785-1810 die »athenisch-nervöse« Konstitution vorherrschend gewesen. So erkläre sich auch, warum in dieser Zeit die meisten Schriften zur Onanie entstanden seien: Sie spiegelten die Besorgnis über die Erfahrung mit den furchtbaren körperlichen Folgen wider. Dagegen habe von 1811-1823 der »sthenische Genius epidemicus« seine Herrschaft angetreten:

»[Ein] kräftigeres Geschlecht wurde erzeugt und die vorhandene schwächliche Jugend, wenn schon durch Tradition nur zu genau und allgemein mit der Selbstschwächung bekannt, ermannte sich selbst und bekämpfte aus eigenem Antriebe den Feind, der ihre Blüte zu zerstören suchte.« (Rosenbaum 1845: 45)

So sollen sich beispielsweise in einigen Gymnasien antionanistische Vereine gegründet haben, die die Verführer und Täter befragten und bestraften. Diese Aktionen waren möglich, da die Natur des Zeitalters, so Rosenbaum, den Körper stärkte und auch dem Schwächling Kraft spendete. Ab 1823 soll sich die Seuche wieder verbreitet haben, was die Aufklärung der Eltern, Lehrer und Erzieher durch Rosenbaum notwendig machte.

Rosenbaum rückte in seinen Ausführungen immer wieder die weibliche Onanie in den Fokus. Vor allem taucht das Bild der schwangeren Frau auf: Wenn sie onaniere, so gebe sie ihre »wollüstige Nervenerschütterung« an das Kind weiter und sei so dafür verantwortlich, dass dessen Geschlechtsteile und das ganze Nervensystem für die Onanie »gestimmt« würden. Die um sich greifenden Nervenkrankheiten, die, so Rosenbaum, besonders bei jungen Frauen auftauchten, hätten ihren Ursprung in der Onanie und äußerten sich in den Hinfälligkeiten der neuen Generation und der Erkaltung der ehelichen Zärtlichkeiten.

Bemerkenswert ist an dieser Schrift, dass Rosenbaum nicht das selbstverantwortliche Individuum betont, das Wissen vermittelt bekommen soll, um

Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten. Vielmehr ordnete er den Menschen in die Kräfteverhältnisse von Zeitalter und Umwelt ein. In seinem Konzept wurden die Gegensätze zwischen Individuum und Umwelt harmonisiert, indem das Erstere zum Teil eines funktionierenden Ganzen erklärt wurde. Nicht Gott galt als Schöpfer dieses Gleichgewichts, sondern das Universum war in sich als wirksame Kraft aufgebaut. Rosenbaum versuchte, diese Abhängigkeiten aufzudecken und zu erklären, um auf die Ursachen für Missstände aufmerksam zu machen. Seine Argumentationsweise ist dabei durch Logik geprägt und streng am Ursache-Wirkung-Verhältnis orientiert. Das Abschreckende liegt hier demzufolge nicht in der Konstruktion einzelner Figuren, die durch Krankheit und Tod gezeichnet sind, sondern in der Erkenntnis der eigenen Bedeutung für das Ganze der Welt. Genau das zeichnet den aufrüttelnden Stil seiner Schrift aus.

Wilhelm Siegert und die Auswirkung der »Sozialen Frage« auf die Onanie

Der Berliner Lehrer Wilhelm Siegert veröffentlichte um 1900 eine Anti-Onanie-Schrift, die »recht vielen Irrenden den Weg zur Rettung weisen« wollte und »besonders bei der erwachsenen Jugend, sowie in Eltern- und Lehrerkreisen Beachtung finden« sollte. Auch Siegert definierte, 120 Jahre nach Oest etwa, die Onanie als »Krebsschaden«, der am »Marke der Volksgesundheit« zehre. Anders als Oest jedoch vertrat Siegert die Ansicht, dass die »Sumpfpflanze« Onanie sich nur ausbreiten könne, wenn

»Hunger und Elend sittliches Wollen im Keime ersticken. Wem in der Jugend ein gesundes Familienleben und eine vernünftige Gesundheitspflege Körper, Geist und Willen stählten, der wird weit seltener unterliegen als der verweichlichte Schwächling und der im Schmutz der Gasse Aufgewachsene.« (Siegert 1900: 4)

Als Gründe für die Onanie nannte Siegert Jucken im After aufgrund von Springwürmern oder Hautentzündungen, den übermäßigen Genuss von Fleisch und Eiern, Wein und Bier, das Klettern und Rutschen an Stangen und Tauen, das Lesen von *Tausend und eine Nacht* und Romanen, das Stecken der Hände in Hosentaschen, Einsamkeit und Ungestörtsein bei den Hausarbeiten, langes Sitzen (Schule und Nachhilfe-, Musik- oder Kunststunden am Nachmittag), denn hier würde das Nervensystem durch eine dauernde Überfüllung mit Blut im Gehirn übermäßig gereizt und darüber auch die Geschlechtsorgane; einen Mangel an Schlaf, Beeinflussung bzw. Suggestion während der Schwangerschaft, das Vorschieben auf die Bank- oder Stuhlkante beim Sitzen, das Leben in der Großstadt bzw. in nicht gut geführten Pensionaten so-

wie schlüpfrige Kunst, weshalb den Kindern der Besuch der Museen und Theater in der Regel verwehrt werden sollte u.v.m. Bei diesem umfangreichen Katalog möglicher Auslöser für das Laster bezog er sich auf einen offenbar reichen Fundus an wahren Geschichten, die ihm als Lehrer und Autor vorge-tragen worden seien.

Siegert nutzte den Anti-Onanie-Diskurs, um die soziale Frage aufzugrei-fen. Das Ruhen in engen Betten mit mehreren Personen und sogenannten fremden Schlafgästen, die weit verbreitete Kinderarbeit sowie eine zuneh-mende Kriminalität unter Jugendlichen förderten, so Siegert, die sittlichen Gefahren und den Hang zur Unkeuschheit. Es gelang ihm mit dieser Argu-mentation, die soziale Frage in den Blick zu rücken. Durch die Onanie ge-fährdeten die betroffenen Jugendlichen angeblich die Produktivität und die »Volksgesundheit«; sie kosteten die Gesellschaft viel Geld oder endeten in der Zwangsanstalt bzw. in der Verwahranstalt für Geisteskranke. Um das zu verhindern, müssten Eltern und Lehrer tätig werden und die Kinder genaues-tens beobachten:

»Deuten gewisse Veränderungen im Wesen eines Kindes darauf hin, dass es ona-niert, so muß man es aufmerksam beobachten. Meist wird sich folgendes zeigen. Das Kind geht oft auf den Abort, bleibt lange dort, flieht die Gesellschaft, verliert seinen fröhlichen, unbefangenen Sinn, lacht und scherzt nicht wie früher, vermag einen nicht anzusehen, träumt mit offenen Augen, sitzt während des Unterrichts wie geistesabwesend da und schwelgt in wollüstigen Gedanken. Während es lernt oder schreibt, ist gewöhnlich die eine Hand unter dem Tische. Knaben haben die Hände gern in den Hosentaschen. Die Schrift macht den Eindruck großer Flüchtigkeit. Meist fällt es dann nicht schwer, das Kind auf frischer Tat zu ertappen oder durch eine für den Unbefangenen unverfängliche Frage Gewißheit zu erlangen.« (Siegert 1900: 22)

Siegert empfahl für die Erziehung der Kinder, deren Fähigkeit zur Selbstbe-herrschung zu trainieren, indem sie durch einfache Ernährung sowie durch Vermeidung sinnlicher Erregung und geistiger Überanstrengung abgehärtet wurden. Zudem sollten die Kinder sich im Freien bewegen, ausreichend Schlaf bekommen, durchlässige Kleidung tragen, Luftbäder nehmen und Wasser konsumieren. Fußbäder und kalte Waschungen stählten, so Siegert, die Nerven, regelten den Blutlauf, gäben der Haut die nötige Spannkraft, schützten den Körper vor Erkältungen und beugten dem Juckreiz vor. Die Kleidung solle des Weiteren weitmaschig gewebt sein und dürfe nicht ge-stärkt werden. Die Ernährung müsse auf scharfe Gewürze, übermäßigen Eier- und Fleischgenuss verzichten, da diese den Harn sauer machten, was zur Rei-zung der Blasenschleimhaut und dadurch auch der Geschlechtsorgane führen könnte.

Die Argumente, die Siegiert gegen die Onanie anführte, sind denen von Oest und Tissot sehr ähnlich. Unterschiede liegen jedoch in der Begrifflichkeit und in den angeblichen Ursachen des Krankheitsverlaufs. Es wird nicht mehr der Flüssigkeitsverlust (Samen) für die körperlichen Beschwerden verantwortlich gemacht, sondern die Überstrapazierung der Nerven. Siegiert führt umfassendes statistisches Zahlenmaterial und Beschreibungen der häuslichen Situation der städtischen Unterschicht an, die eine Verknüpfung der Unkeuschheit mit der Sozialen Frage zu bestätigen scheinen. Er rückte so die Lebensgewohnheiten und -verhältnisse dieser Gruppe in den Mittelpunkt und verlieh damit der bereits breit geführten Diskussion um die soziale Frage eine neue Dimension.

Onanie als Tabu

Als Tabu lassen sich Sachen, Handlungen oder Personen bezeichnen, die zur Sphäre des Unheimlichen, Verbotenen, Gefährlichen und Unreinen, aber auch zur Sphäre des Heiligen gerechnet werden (vgl. Freud [1912] 1986: 26). Dazu steht im Gegensatz alles Gewöhnliche oder allgemein Zugängliche, so dass das Tabu etwas Besonderes darstellt (vgl. Winterer 1992: 11). Die oben angeführten Quellen legen meines Erachtens nahe, in der Onanie als tabuisierter Handlung eben diese Ambivalenz zu erkennen. So brachen zum einen die Autoren bewusst das bestehende Sprechverbot und zogen die Onanie in die öffentliche Diskussion. Sie rechtfertigten diesen Tabubruch mit der Gefahr, die sich aus dem Krankheitsverlauf des ›Onanisten‹ für die Gesellschaft ergebe. Da es nicht nur darum ging, die Gesellschaft zu erhalten, sondern auch darum, sie zu verbessern, führten die Autoren zahlreiche Einzelbeispiele an, mit denen Handlungen und Konsequenzen facettenreich beleuchtet wurden. Ganz in der Metaphorik der Aufklärung konnte so Licht in die unkontrollierbare Heimlichkeit gebracht werden. Das Thema Onanie – so lange geheimnisbehaftet – sicherte breite Absatzzahlen und die Aufmerksamkeit auch nicht-wissenschaftlich geprägter Leserschichten. In der onanistischen Handlung lag zum anderen ein allgemeingültiges Moment, das im Grunde das Kind, die Mutter und den Vater, das Kindermädchen, den Lehrer, den Handwerker auf der Wanderschaft oder die Großeltern ebenso anging wie den Mediziner und den Theologen. Onanie als gesellschaftsbedrohende Krankheit bildete eine »Vorurteilsgewissheit« (Rudas 1994: 18), die unterschiedliche Personengruppen einen konnte. Indem das Tabu mit zeitgemäßen Begriffen, Kausalitäten und Kategorisierungen fortgeschrieben wurde, warben die Autoren für die Aneignung von Wissen und ließen die einigende Kraft des Diskurses machtvoll wirken. Der ›Onanist‹ und die ›Onanistin‹ wurden ausgegrenzt, indem ihre meist selbstverschuldete ›Krankheit‹ von den Mediziner, Pädagogen

und Theologen am Körper mit Hilfe von Kausalitätskonstruktionen sichtbar gemacht wurde. Die ›Onanisten‹ waren bleich, gelblich, nervös, fähig und im Fall von Oests Wilhelm nur noch ein ›stinkender Haufen‹, der unrein war und aufgrund der Seuchengefahr nicht angefasst werden sollte. Die ›Onanisten‹ wurden mit Hilfe dieser ›Sammelkategorie‹ für jeden erkennbar tabuisiert und ausgegrenzt. Und gerade mit der diskursiv erzeugten Anschaulichkeit der ›Onanisten‹ ließ sich wiederum die Tabuisierung der Handlung rechtfertigen. Der kranke Körper konnte so dem idealen gesunden Körper gegenübergestellt werden. Sollte der Körper gesund, schön und kraftvoll bleiben, durften bestimmte Körperzonen nicht berührt werden. Kinder beispielsweise sollten mit Hilfe von Bandagietechniken während der Schlafenszeit, Turnübungen und Kleidung davon abgehalten werden, die von den Autoren markierten Körperzonen zu entdecken. Sie sollten lernen, sie als unrein und unantastbar einzustufen. Der als ›unrein‹ tabuisierte kranke Körper diente in seiner Konstruktion den Autoren als Anschauungsmaterial, um die Onanie als Tabu fortzuschreiben und seine konforme Anerkennung mit zeitgemäßen Argumenten zu fördern – Onanie war so gesehen unrein, verboten und lebensgefährlich, aber in ihrer Wirkkraft ein Thema, das alle anging und eine Auseinandersetzung erforderte.

Schlussbemerkungen

Die im 18. Jahrhundert gewonnenen Erkenntnisse über die Anatomie von Mann und Frau ließen die Wissenschaftler eine ›Mechanik‹ der Geschlechtsteile vermuten, die geschlechtsspezifisch differierte. Diese Bilder von der weiblichen und männlichen Sexualität werden gerade im Anti-Onanie-Diskurs deutlich, denn die Autoren beschrieben unterschiedliche Erfahrungen von Sexualität bzw. von der Wirkung der Onanie auf das weitere Leben (vgl. Belemann-Smit 2003). Den beiden Geschlechtern wurden verschiedene Eigenschaften, Gefühle, Gedanken und vor allem eine bestimmte Lebensaufgabe zugeschrieben. Die ›Onanistinnen‹ kennzeichne, so Tissot, vor allem der Verlust von Anmut, Frische und Farbe: »bleyfärbige Wangen, Sprödigkeit der Haut; die Augen verlieren ihren Glanz, trüben sich, und kündigen durch ihre Mattigkeit den Verfall der ganzen Maschine an; die Lippen verlieren ihre angenehme Röthe, die Zähne ihre Weiße, und nicht selten gewinnt die ganze Leibesgestalt ein unförmliches Wesen« (Tissot 1776: 57). Im heiratsfähigen Alter und in der Ehe käme es zu einer Abneigung gegen den ehelichen Beischlaf und viele Frauen würden aus diesem Grund ledig bleiben (vgl. Tissot 1776: 57; Eder 2002: 107). Des Weiteren sei der weibliche Körper, so der Leipziger Arzt Christian Friedrich Börner 1780, schwach, zärtlich und empfindlich, die Frau »hanget mehr wollüstigen Gedanken nach, da die Empfin-

dungen in den äusserlichen Geburtstheilen zu den innerlichen übergehen, und das Gefühl vervielfältigen« (Börner 1776: 70). Daher empfahl Samuel Gottlieb Vogel bei jungen gefährdeten Mädchen die Abschreckung durch »die Drohung, daß ein alter rothnasiger Chirurgus, den das Kind nicht ausstehen konnte, ihm ein Pflaster auf einen gewissen Ort legen, und jeden Morgen kommen müsse, durch seine Brille danach zu sehen« (Vogel 1789: 145f.). Dagegen kennzeichne den männlichen »Onanisten« vor allem Schwachheit und Dummheit.

Auffällig ist, dass sich die Schriften überwiegend an das männliche Bürgertum richteten und Samenverlust als Hauptursache für einen angeblichen Krankheitsverlauf genannt wurde (vgl. Martschukat/Stieglitz 2005: 189f.). Die »Onanistin« rückte nur dann in den Argumentationsmittelpunkt, wenn ihre Funktion als schöne, sittsame oder schwangere Frau gefährdet war. Rosenbaum beispielsweise thematisierte relativ umfangreich die schwangere Frau, weil sie Teil seiner Ursache-Wirkung-Argumentation war, denn sie war verantwortlich für das gesunde Ungeborene. Überwiegend wurde jedoch der männliche Samenverlust von den Autoren problematisiert. Hier ließ sich der Anti-Onanie-Diskurs subjektstabilisierend für den bürgerlichen Mann, der seine Triebe kontrollieren konnte, einsetzen. Onanie zählte so zur Regulationskompetenz des Subjekts: »Wer den Reiz kontrolliert, kontrolliert den Körper – und den Geist.« (Sarasin 2001: 20) Die Frau sollte zwar ihre eigenen Triebe selbst kontrollieren (das zumindest zeigen die detailliert beschriebenen Sanktionierungsmaßnahmen), sie sollte sich aber auch von Ärzten, Pädagogen und dem Ehemann kontrollieren lassen. Das Wissen um die eigene Körperlichkeit und um die tabuisierten Körperzonen war überwiegend »männlich« konstruiert und ab dem späten 18. Jahrhundert auch öffentlich zugänglich (vgl. hierzu beispielsweise die Körperwachsmodele). Der Anti-Onanie-Diskurs wirkte demnach nicht nur subjektstabilisierend für den bürgerlichen Mann aufgrund der Kontrolle der eigenen Triebe, sondern auch aufgrund der Kontrolle der weiblichen Autoerotik.

Der Diskurs wurde öffentlich geführt und der argumentative Duktus der Schriften war aufklärend, belehrend, warnend und drohend zugleich. Die Autoren nutzten, auch um kritischen Meinungen entgegenzutreten, zahlreiche Krankenbeispiele und konnten so den Verlauf und das Ende der Krankheit aufzeigen. Sie gaben damit den zeitgenössischen Rezipienten die Möglichkeit, mit Hilfe der Perspektivverschränkung die Argumentation für sich anzunehmen. Die Autoren arbeiteten mit zahlreichen Oppositionssystemen, so dass sich das Bild einer »normalen« Sexualität vom Säuglings- bis zum Greisenalter zeichnen ließ, welches klar auf Reproduktion und Funktionalität ausgerichtet wurde. Dabei ging es überwiegend um den männlich-bürgerlichen Körper, der vom weiblichen Körper unterschieden werden sollte. Des Weiteren konnte der männliche Körper von den Autoren genutzt werden, um sich

mit der Konstruktion eines bürgerlichen Idealbildes in Relation zu anderen Standeskörpern zu setzen: Vom adeligen Körper sollte sich der bürgerliche Leib, so Eder, nicht nur durch seine Beständigkeit, Gesundheit und Lenkbarkeit, also durch seine Zweckrationalität, unterscheiden, sondern auch durch einen prokreativ in die Zukunft weisenden Samen. Der »gesunde Samen« hatte zu garantieren, dass auch nachfolgende Generationen die bürgerlichen Körper- und Geistesqualitäten aufwiesen und damit Bildungs- wie Ausbildungsinvestitionen überhaupt Erfolg versprechend waren (vgl. Eder 2003: 733). Dass die offensichtlich zahlreichen Rezipienten die vorgestellten Inhalte, Begriffe und Modelle als wahr und bedeutsam anerkannten, lag, so Eder, daran, dass viele nicht nur nach einer körperlichen Erklärung für unverständliche Phänomene suchten, sondern auch nach kulturellem und sozialem Halt. In dieser Interaktion zwischen gelehrten Autoren und Ratsuchenden war der Anti-Onanie-Diskurs eine hegemoniale Auseinandersetzung (vgl. Eder 2004: 260). Er bot den Rezipienten die Möglichkeit, ihre Lebensführung mit Regeln auszustatten und stellte auf diese Weise ein Normalisierungswissen *und* Individualisierungswissen für den Körper der Rezipienten dar (vgl. Sarasin 2001: 24). Im diskursiven Ringen der Autoren um Gesundheit und Krankheit schrieben sie das Tabu Onanie mit zeitgemäßen Argumenten fort und konnten so auch für das Konzept »Aufklärung« werben, mit dessen Hilfe diese »todbringende Seuche« aufgedeckt werden konnte. Die Autoren produzierten und konstruierten eine Krankheit, die dazu diente, vernunftorientierte Wissensaneignung und damit eine bestimmte Lebensführung zu legitimieren. Das diskursiv erzeugte Tabu Onanie erfüllte so die Funktion, gruppeneinend und identitätsstiftend zu wirken.

Literatur

- Belemann-Smit, Anja (2003): *Wenn schnöde Wollust dich erfüllt ... Geschlechtsspezifische Aspekte in der Anti-Onanie-Debatte des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt a.M.: Lang.
- Bloch, Karl Heinz (1998): *Bekämpfung der Jugendmasturbation im 18. Jahrhundert. Ursache – Verlauf – Nachwirkungen*. Frankfurt a.M.: Lang.
- Börner, Christian Friedrich (1776): *Praktisches Werk von der Onanie. Zwei Theile, Zweyte durchgehends verbesserte, mit Anmerkungen und neuen Erfahrungen vermehrte Auflage*. Leipzig: Heinsius.
- Braun, Christina von (2006): »Gender, Geschlecht, Geschichte«. In: Dies./Inge Stephan (Hg.), *Gender-Studien. Eine Einführung*. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler, S. 10-51.
- Braun, Karl (1995): *Die Krankheit Onania. Körperangst und die Anfänge der modernen Sexualität im 18. Jahrhundert*. Frankfurt a.M.: Campus.

- Eder, Franz X. (2002): *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*. München: Beck.
- Eder, Franz X. (2003): »Diskurs und Sexualpädagogik: Der deutschsprachige Diskurs des späten 18. Jahrhunderts«. In: *Paedagogica Historica* 39, S. 719-735.
- Eder, Franz X. (2004): »Erfahrung oder Diskurs? Das onanistische Subjekt im späten 18. Jahrhundert«. In: Marguérite Bos/Bettina Vincenz/Tanja Wirz (Hg.), *Erfahrung: Alles nur Diskurs?* Zürich: Chronos, S. 255-262.
- Freud, Sigmund ([1912] 1986): *Totem und Tabu*. Gesammelte Werke, Bd. 9., 7. Aufl. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Laqueur, Thomas W. (1992): *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Laqueur, Thomas W. (2003): *Solitary Sex. A Cultural History of Masturbation*. New York: Zone Books.
- Lorenz, Maren (2000): *Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte*. Tübingen: Edition Diskord.
- Lütkehaus, Ludger (Hg.) (1992): »O Wollust, o Hölle«. *Die Onanie – Stationen einer Inquisition*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Martschukat, Jürgen/Stieglitz, Olaf (2005): »Es ist ein Junge!« *Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit*. Tübingen: Edition Diskord.
- Rosenbaum, Julius (1845): *Die Onanie oder Selbstbefleckung, nicht sowohl Laster oder Sünde, sondern eine wirkliche Krankheit [...] für gebildete Eltern, Erzieher und Kranke*. Leipzig: Gebauer.
- Rudas, Stephan (1994): »Stichworte zur Sozialpsychologie des Tabus«. In: Peter Bettelheim/Robert Streibel (Hg.), *Tabu und Geschichte. Zur Kultur des kollektiven Erinnerns*. Wien: Picus, S. 17-20.
- Sarasin, Philipp (2001): *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Siebert, Wilhelm (um 1900): *Die Unkeuschheit, ihre Ursachen, Folgen und wirksame Bekämpfung. Mit besonderer Berücksichtigung der Onanie. Ein Mahnwort an die erwachsene Jugend, an Eltern und Lehrer*. 5. Aufl., Berlin: W. Möller.
- Stolberg, Michael (2003): »The Crime of Onan and the Laws of Nature. Religious and Medical Discourses on Masturbation in the Last Seventeenth and Early Eighteenth Century«. In: *Paedagogica Historica* 39, S. 701-717.
- Tanner, Jakob (1999): »Wie machen Menschen Erfahrungen? Zur Historizität und Semiotik des Körpers«. In: *Bielefelder Graduiertenkolleg Sozialgeschichte* (Hg.), *Körper Macht Geschichte – Geschichte Macht Körper*. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, S. 16-34.

- Tissot, Samuel Auguste (1776): *Von der Onanie oder Abhandlung über die Krankheiten, die von der Selbstbefleckung herrühren*. Eisenach: Wittekindt.
- Vogel, Samuel Gottlieb (1789): *Unterricht für Eltern, Erzieher und Kinder- aufseher: wie das unglaublich gemeine Laster der zerstörenden Selbstbefleckung am sichersten zu entdecken, zu verhüten und zu heilen*. Stendal: Franzen und Grosse.
- Winterer, Georg (1992): *Menstruation als Tabu. Eine theoretisch-empirische Untersuchung über das Verhältnis des Mannes zur menstruierenden Frau*. Heidelberg: Asanger.